

Lee Rourke

# Der Kanal

Roman

Aus dem Englischen von

Roberta Schneider

· **mairisch** verlag

[mairisch 32]

I. Auflage, 2011

© der deutschen Ausgabe mairisch Verlag 2011

[www.mairisch.de](http://www.mairisch.de)

Originalausgabe: »The Canal«, Copyright © 2010 by Lee Rourke  
Erschienen bei Melville House Publishing, New York, 2010

Übersetzung: Roberta Schneider | [www.mittelgruen.de](http://www.mittelgruen.de)

Korrektur: Annegret Schenkel | [www.korrektorat-schenkel.de](http://www.korrektorat-schenkel.de)

Umschlagfoto: Nicholas Ridley

Autorenfoto: Jonathan Winstone | [www.jonathanwinstone.co.uk](http://www.jonathanwinstone.co.uk)

Druck: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-938539-20-0

»Und?«

Ihre Hartnäckigkeit machte mich nervös. Ich stammelte. Mein rechtes Bein zitterte noch mehr als sonst.

»Ich ... äh ... mir ist langweilig.«

Das war alles, was ich sagen konnte, denn sobald ich es ausgesprochen hatte, stand sie auf und ging weg – wie die anderen in Richtung Hackney. Mein Bein hörte auf zu zittern. Ich starrte die Büroangestellten auf der anderen Seite des Kanals an. Einer nach dem anderen schaltete seinen Flachbildschirm aus. Manche verließen das Gebäude allein, andere zu zweit oder zu dritt – um sich auf den Heimweg zu machen, nahm ich an, oder – es war Freitag – um ins nächste Pub zu gehen. Ich stand auf und machte mich ebenfalls auf den Weg nach Hackney.

– Fünf –

Viele Menschen verbinden Langeweile damit, nichts zu tun zu haben – das hat mich immer verwirrt. Für mich liegt es in der Natur der Langeweile, dass man etwas tut. Die Langeweile treibt mich an, sie zwingt mich zum Handeln. Langeweile wird häufig als ein Charakterfehler angesehen, aber das ist ungerechtfertigt. Leute, die sich langweilen, werden von anderen oft als Menschen wahrgenommen, die keine Lust haben, sich mit ihrer Umwelt und der Gesellschaft als Ganzes auseinanderzusetzen. Doch genau das Gegenteil ist der Fall: Diejenigen, die sich langweilen und, was noch wichtiger ist, ihre Langeweile akzeptieren, haben einen weitaus klareren Blick auf a) sich selbst und b) die, die sie umgeben. Diejenigen, die sich nicht langweilen, verlieren sich in überflüssigen

Aktivitäten: Mode, Lifestyle, Fernsehen, Alkohol, Drogen, Technik und so weiter – eben in jenen Dingen, die dem Zeitvertreib dienen. Das Paradoxe daran ist, dass sie sich genauso langweilen wie ich, mit dem Unterschied, dass sie denken, dass sie sich nicht langweilen würden, weil sie ständig irgendetwas tun. Und was sie tun, ist, gegen die Langeweile anzukämpfen. Ein Kampf, der nicht zu gewinnen ist.

Ich habe das ganze Wochenende mit ihnen verbracht. Ich habe im selben Pub getrunken, die gleichen Gesichter gesehen, die gleichen Getränke getrunken und das Gleiche gesagt. Nachdem ich es leid war, das Gleiche zu sagen, sagte ich nichts mehr. Ich habe es den anderen überlassen, für mich das Gleiche zu sagen. Ich habe getrunken. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, mit dem Essen aufgehört zu haben, aber ich muss es wohl irgendwann getan haben. Das Einzige, was ich wirklich wollte, war, wieder am Kanal zu sein. Mein Wochenende war die reinste Zeitverschwendung. Ich wollte wieder auf der Bank sitzen und auf sie warten.

– Sechs –

Es war Montagmorgen. Die gleichen Menschen, die gleiche Bank. Die Zeit war mir egal, sie verging ohnehin. Ich saß da und befühlte den Pickel, der sich auf meinem Nasenrücken gebildet hatte. Ich berührte meine Haut, die leichte Schwellung ringsherum. Ich drückte drauf und tastete die Beule, die sich gebildet hatte, mit der Fingerspitze ab. Bartstoppeln sprossen im meinem Gesicht; wie ein Virus breiteten sie sich aus. Ich hatte aufgehört, mich zu rasieren, aber nicht bewusst – ich hatte einfach nur vergessen, dass es etwas war,

das ich gerne getan hatte, das war alles. Ich tastete weiter an dem Pickel auf meinem Nasenrücken herum. Ich brauchte eine Weile, um herauszufinden, was ihn verursacht hatte: ein Weinglas. Oder, besser gesagt, die vielen Weingläser im Laufe des Wochenendes, deren Ränder jedes Mal, wenn ich den Kopf nach hinten geneigt hatte, um sie zu leeren, gegen die Haut am Nasenrücken stießen und sie dadurch reizten. Nachdem ich den Grund für den Pickel ausfindig gemacht hatte, störte er mich nicht mehr so sehr.

Meine Gedanken wandten sich ihr ganz von selbst zu; ich wollte, dass sie auftauchte. Ich hoffte, dass meine verdruckste Antwort letzte Woche sie nicht verschreckt hatte.

Einmal habe ich mich in eine Klassenkameradin verliebt. Sie hieß Caitlin Booth. Ihre Eltern kamen aus Dublin, und sie hatte dort gelebt, bis sie zehn war. Sie hatte einen schönen, sanft fließenden Akzent. Ich saß hinter ihr. Ich habe den Lehrer ignoriert (und zwar so sehr, dass ich nicht mehr weiß, welches Fach wir gerade hatten). Ich habe ihr goldenes Haar angesehen, das auf ihre Schultern fiel. Manchmal warf sie es zurück, manchmal legte sie den Kopf schief, sodass es ihr über ihre blauen Augen fiel. Die Haut in ihrem Nacken war blass und sommersprossig, und ihre Kleidung roch ein bisschen nach den Pommes, die sie zu Mittag gegessen hatte. Ich fand sie schön. Eines Tages hatte der Lehrer uns nebeneinandergesetzt, weil alle in Zweiergruppen an irgendwelchen Aufgaben arbeiten sollten. Ich konnte kaum atmen, so nervös war ich. Mein Bein hat wie verrückt gezittert – es war möglicherweise das erste Mal, dass mir das passierte. Ich sah zu, wie sie ihre Federmappe und ihre Bücher aus der Tasche holte. Auf den Rücken eines ihrer Bücher hatte sie geschrieben: *Caitlin Booth loves Anthony Lomax 68%* und *Caitlin Booth loves Aaron Maguire*

54% und *Caitlin Booth loves Sean Owen* 91%. Ich wollte auf der Stelle sterben. Sie bemerkte, dass ich ihre Bücher anstarrte, lächelte und fragte, was es denn da zu sehen gäbe. Also sagte ich es ihr. Sie erklärte mir, dass sie sie nicht *wirklich liebe*, und dass es nur *so zum Spaß* sei. Dann sagte sie, dass sie es auch für mich machen könne. Sie schrieb ihren und meinen Namen auf. Dann begann sie mit einer umständlichen Rechnung, die scheinbar auf den Buchstaben in unseren Namen und ihrer Stellung im Alphabet beruhte. Ich starrte die Zahlen an. Doch dann bemerkte ich, dass sie nicht – wie bei den anderen Namen, die auf ihrem Buch standen – das Wort *loves* zwischen unsere Namen geschrieben hatte, sondern es durch das Wort *loathes* ersetzt hatte. Ich hatte dieses Wort noch nie gehört, geschweige denn gelesen. Ich weiß noch, dass ich sie gefragt habe, was es bedeutete. Sie sagte, dass es *nur ein anderes Wort für lieben* sei. Ich zitterte am ganzen Körper. Bald war sie mit der Rechnung fertig und zeigte mir das Resultat: 98%. Eigentlich weiß ich die genaue Prozentzahl nicht mehr. Ich weiß nur noch, dass ich selig war. Abends habe ich, glücklich und wahnsinnig verliebt, das Wort in meinem *Oxford Dictionary*, das ich neben meinem Bett aufbewahrte, nachgeschlagen. Ich habe Caitlin Booth nie wieder angesehen.

Ich versuchte, gleichgültig zu wirken, als sie endlich ankam: Grün. Sie trug Grün. Wie üblich setzte sie sich rechts neben mich. Dieses Mal wandte sie sich mir direkt zu.

»Du bist also wieder hier?«

»Ja.«

»Langeweile?«

»Ja.«

»Ich mache mir Sorgen ...«

»Worüber?«

»Die Kanalreiniger sind nicht gekommen.«

»Darüber habe ich mir auch schon Gedanken gemacht.«

»Sagst du das jetzt nur so?«

»Nein, im Ernst, ich warte auch auf die Kanalreiniger.«

Sie gähnte lange und ausgiebig. Es schien eine Ewigkeit zu dauern. Ihre Gesichtsform änderte sich völlig. Es erinnerte mich an ein Aphex-Twin-Video, das ich einmal gesehen habe, aber an dessen Namen ich mich nicht erinnere, weil ich kein besonderer Fan von Aphex Twin bin. Nachdem sie fertig gegähnt hatte, wandte sie sich mir wieder zu.

»Ich habe einmal meinen Freund belogen ...«

»Worüber?«

»Ich habe ihm gesagt, ich wäre schwanger. Mit seinem Kind ...«

»War es nicht sein Kind?«

»Es war niemandes Kind.«

»Häh?«

»Es war niemandes Kind.«

»Wie meinst du das?«

»Es gab kein Kind ... Es war eine Lüge.«

»Was?«

»Ich war nicht schwanger ... Ich habe ihm gesagt, dass ich es nicht will.«

»Das erfundene Kind?«

»Ja.«

»Aha.«

»Ich habe ihm gesagt, dass ich abtreiben will ... und zwar sofort. Und dass er die Abtreibung bezahlen solle, weil er der Vater sei. Dass er für das Kind genauso verantwortlich sei wie ich.«

»Hat er bezahlt?«

»Ja. Die volle Summe. Vater werden war das Letzte, was er wollte.«

»Was hast du mit dem Geld gemacht?«

»Ich habe es für ein Wochenende im Lake District mit meiner besten Freundin ausgegeben. Wir haben uns betrunken, mit Männern gevögelt und hatten Spaß.«

»Warum?«

»Warum was? Spaß haben?«

»Nein ... Warum hast du deinen Freund belogen?«

»Weil er es verdient hat. Er hat mich betrogen. Ich habe ihm nichts bedeutet. Er hat mich gehasst. Das Übliche, du weißt schon. Geld war das Einzige, was ihn interessiert hat, und ich wollte ihn an der Stelle treffen, wo es wehtat. An seinem Portemonnaie. Geld war alles für ihn, und das ist es wahrscheinlich immer noch. Ich weiß es nicht. Es war das Einzige, wofür er gelebt hat. Geld. Geld. Geld. Geld. Geld. Es kommt einem so vor, als würden alle nur dafür leben.«

»Da könntest du recht haben.«

»Ich habe recht. Ich habe seine Schuldgefühle mir gegenüber und seinen Hass auf mich zu einer Ware gemacht. Und der Vollidiot hat es mir abgekauft. Er hat sich ein Stück von mir gekauft. Und gleichzeitig hat es ihn furchtbar geärgert, dass er ausgerechnet mir Geld geben musste. So tief kann man sinken.«

Sie begann an der Haut neben ihren Fingernägeln herumzupulen. Die Haut sah weich und glatt aus. Wie immer sah sie frisch und sauber aus. Sie starrte geradeaus, hinüber zu den Büroangestellten in dem weißgestrichenen Gebäude. Ich sah, wie sich ihr Brustkorb hob und senkte. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Eine weggeworfene Bierdose, die vorbeitrieb, fiel mir ins Auge. Ein Schwan wich ihr aus, kümmerte sich aber nicht weiter um sie.

Wir saßen etwa eine Stunde lang schweigend auf der Bank, bevor ich sie fragte: »Wie heißt du?«

»Das spielt keine Rolle.«

»Warum?«

»Weil ich lieber anonym bleibe.«

»Warum?«

»Das macht alles einfacher ... Du wirst ohnehin das Ende von mir sehen.«

»Ich glaube, ich verstehe, was du meinst.«

Damit stand sie auf und ging in Richtung Hackney davon. Ich sah ihr nach. Ich mochte ihren Gang. Ihre Schritte waren entschlossen, aber langsam, so, als würde sie schweben, gedankenverloren, aber doch auf ein Ziel zu, auf eine Konfrontation vielleicht. Ich stand auf.

»Warte! Warte! Warte! Warte! Warte! Warte! Warte!«

Schließlich blieb sie stehen, wandte sich jedoch nicht um. Ich rannte zu ihr; gerade als ich bei ihr ankam, drehte sie sich zu mir um.

»Was ist?«

»Ähm ... «

»Was?«

»Also ... Bist du morgen hier?«

»Ja. Ich komme hier immer vorbei.«

Sie ging weiter. Ich wandte mich um und ging zurück zur Bank. *Du wirst ohnehin das Ende von mir sehen.* Der Satz ging mir nicht aus dem Kopf, obwohl ich keine Ahnung hatte, was sie damit meinte. Ich versuchte, nicht allzu viel darüber nachzudenken. Aber das war nicht leicht.

Ich sah zu den Büroangestellten hinüber, die an ihren schicken Flachbildschirmen saßen. Es kam mir vor, als hätte ich nie eine Arbeit gehabt. So konnte ich nicht weitermachen. Arbeit bedeutete mir nichts mehr. Ich war glücklich – glücklich, dass ich nicht einer von denen war, die dort in diesem schrecklichen Büro sitzen mussten. Ich beschloss, nach Hause

zu gehen und eine Kündigung aufzusetzen. Und ich würde sie per Hand schreiben. Eine E-Mail würde nicht reichen – mein Kündigungsschreiben sollte etwas Echtes haben.

– Sieben –

*Lieber Richard,*

*ich kann so nicht weitermachen. Ich sehe keinen Sinn darin. Ich erwarte nicht, dass du meine Gefühle diesbezüglich nachvollziehen kannst. Die Arbeit langweilt mich. Punktum.*

*Es hat nichts mit dir zu tun, es liegt an der Arbeit. Vielleicht denkst du, dass ich arbeitsscheu bin, dass ich Hilfe brauche, dass es irgendeine Lösung dafür gibt. Aber die gibt es nicht, Richard, jedenfalls nicht so, wie du denkst. Ich langweile mich einfach nur. Ich bin nicht krank. Ich habe keine psychischen Probleme. Ich will mich nur ganz meiner Langeweile hingeben – und meine Langeweile zwingt mich, nicht weiter zur Arbeit zu gehen.*

*Manche Leute arbeiten, weil ihnen langweilig ist – auch wenn ihnen das nicht bewusst ist. Manche Leute langweilen sich ständig während der Arbeit, aber hinterfragen diesen Zustand nicht. Um ihn zu ertragen, versuchen sie, die Langeweile in Schach zu halten. Vielleicht wären sie glücklicher, wenn sie versuchen würden, die Langeweile hinzunehmen, anstatt sie zu ignorieren oder ihr ganzes elendiges/glückliches Leben lang dagegen anzukämpfen.*

*Ich gebe mich meiner Langeweile hin. Das ist es, was ich tue. Ich brauche meinen Schreibtisch nicht aufzuräumen; diese Dinge sind jetzt überflüssig für mich. Richard, ich wünsche dir allen erdenklichen Erfolg für dein Unternehmen.*

*Sei mir nicht böse. Mach's gut. Über Langeweile zu schreiben langweilt mich. Ich muss handeln.*

*Es grüßt dich  
ein glücklicher Mensch*

– Acht –

Ich wartete auf sie, als ich plötzlich von einer Gruppe Teenager umringt wurde. Sie schienen direkt aus dem Gebüsch zu kommen. Zwei von ihnen setzten sich rechts und links von mir auf die Bank. Die anderen beiden lungerten auf bedrohliche Weise vor mir herum und versperrten mir die Sicht auf das weißgestrichene Gebäude. Aus einem ihrer stylischen Handys dröhnte Musik von Dizzee Rascal – vielleicht war es aber auch irgendein anderer Londoner Grime-Star. Dizzee Rascal war der Einzige, von dem ich gehört hatte, darum nahm ich an, dass er es war. Dann tauschten sie die Plätze. Das machte mich nervös. Zwei von ihnen begannen, mit der aus dem Handy dröhnenden Musik mitzusingen. Das Ganze wurde mir unbehaglich, obwohl sie deutlich jünger waren als ich. Zwei von ihnen hatten ihre Kapuze auf. Normalerweise mag ich das; von einem rein ästhetischen Blickpunkt aus kann eine so gekleidete Gruppe Teenager, wenn sie es richtig machen, beeindruckend aussehen.

Sie fingen an, sich über mich zu beugen.

»Was machst du hier, Alter?«

»Was willst du, Mann?«

»Was machst du hier?«

»Was machst du?«

Dies alles schienen sie im selben Moment hervorzustoßen; eine unangenehme Mischung aus Pubertät und Testosteron – eine wilde Kombination.

»Was machst du auf dieser Bank, Mann?«

»Was machst du auf dieser Bank?«

»Warum sitzt du hier so rum?«

»Was machst du, Alter?«

Mein rechtes Bein begann zu zittern. Ich wollte sie anschreien, wegrennen, aber ich konnte die Kraft dazu nicht aufbringen.

»Bist du ein Arschficker, Mann?«

»Du bist ein Arschficker, oder?«

»Bist du ein Arschficker?«

»Arschficker, Mann?«

Durch eine Lücke zwischen den Jungs sah ich zu den Büroangestellten hinüber. Scheinbar fand an einem der Tische ein Meeting statt, denn alle Mitarbeiter hatten ihre Stühle dorthin geschoben. Es waren etwa zehn, aber ich war nicht sicher, da mir die zwei Teenager, die vor mir standen, die Sicht versperren. Ich konnte sehen, wie eine Frau die Rede an ihre Kollegen richtete. Sie sahen sie an, alle, bis auf einen, der direkt zu mir herüberblickte. Er war jung, und ich bin mir sicher, dass er lächelte.

»Was machst du, Mann?«

»Bist du ein Schwanzlutscher, Mann?«

»Du bist ein Arschficker, oder?«

»Hast du Geld?«

Das Ganze entwickelte sich zu einem Albtraum. Ich hatte kein Geld bei mir. Wenn ich ihnen sagen würde, dass ich kein Geld hätte, würden sie gewalttätig werden, so lief das normalerweise ab.

»Hast du Geld, Mann?«

»Hast du Geld?«

»Hast du Geld, Mann?«

Der kleinste der vier – er hatte knallrote Haare – fing an, in seiner Hosentasche zu kramen. Er zog ein Päckchen Zigaretten hervor. Ich atmete auf; ich hatte gedacht, er würde nach einem Messer suchen, um mir damit zu drohen. Es sind immer die Kleineren, die etwas beweisen müssen. Er zündete seine Zigarette mit einem Streichholz an, schnippte das noch brennende Streichholz in Richtung eines Blesshuhns in den Kanal und verfehlte es nur knapp. Ich roch den Schwefel. Er wandte sich mir zu und blies mir den blauen Rauch ins Gesicht. Dann sagte er im Slang etwas zu den anderen dreien, was ich nicht verstand. Sie lachten.

»Was willst du hier?«

»Ja, was machst du hier?«

»Wartest du auf wen?«

»Wartest du auf Schwänze, die du lutschen kannst?«

Ich sah zu dem Größten von den vieren auf; sein Kopf war kahl rasiert. Er erinnerte mich an einen Schulfreund, an den ich seit über 20 Jahren nicht gedacht hatte: Sean Murray, der Tag und Nacht vor dem Computer hockte und Programmieren lernte. Das erschien mir damals ebenso sinnlos wie heute: Zahlen und Befehle. Völlig bedeutungslos für mich. Sean Murray konnte keiner Fliege was zuleide tun. Der Teenager mit der Glatze beugte sich zu mir vor.

»Wir haben dich gefragt, was du hier machst.«

»Was willst du hier, Mann?«

»Sag schon, was machst du hier, Mann?«

»Genau, Mann. Warum sitzt du hier auf der Bank?«

»Ich richtete mich auf. Meine Muskeln spannten sich an; ich bekam es mit der Angst zu tun.

»Weil mir langweilig ist.«

Der Moment der Stille, der folgte, schien ewig zu dauern. Schließlich brachen die vier in Lachen aus.

»Lassen wir den Arschficker allein, Mann.«

»Ja, lasst uns zur Mare Street gehen.«

»Aber vielleicht hat er Geld, Mann.«

»Er hat keinen Penny, Mann.«

Ich sah zu, wie sie lachend und einander auf die Schultern klopfend wegstolzierten. Sie fingen an, Steine aufzuheben und sie in den Kanal zu werfen. Der Rothaarige drehte sich noch einmal nach mir um und machte eine Geste, die ich aus Gangster-Rap-Videos kannte. In diesem Kontext, neben den Blesshühnern und den Kanadagänsen im Kanal, sah die Geste lächerlich aus. Ich fragte mich, ob die Teenager zu der Pack Crew gehörten, deren Name überall in der Gegend an die Wände gesprüht war. Wer immer sie waren, sie wirkten ziemlich angsteinflößend. Ich sah ihnen so lange wie möglich nach (was nicht besonders lange war, da mir die auf den Weg wuchernden Ligusterhecken die Sicht versperrten), aber ich übertrieb es auch nicht, weil ich nicht aussehen wollte, als würde ich sie anstarren. Sie hätten es als Aufforderung zurückzukommen missverstehen können, und das wollte ich nicht.

Mein rechtes Bein hörte bald auf zu zittern. Ich sah die kaum sichtbare Spiegelung des weißgestrichenen Bürogebäudes im trüben Wasser an, die Sonne brach gerade hinter einer dicken Wolke hervor. Die schwache Reflexion glitzerte und veränderte mit der sich kräuselnden Oberfläche des trüben Wassers die Form. Ich sah wieder zum Gebäude auf. Die Besprechung war noch nicht vorbei. Der Angestellte, der mich vorhin direkt angesehen hatte, blickte nun die Zahlen an, die an die Wand projiziert wurden. Die Frau, die das Meeting zu leiten schien, kämpfte mit ihrem Laptop. Die anwesenden

Mitarbeiter kümmerten sich nicht um ihr Unvermögen und starrten auf die Projektion. Bald wechselte das Bild: Nun war ein rot-blaues Kurvendiagramm zu sehen, eine Abbildung, wie sie bei derlei Anlässen üblich ist. Die Frau schien einen Witz über ihre Probleme beim Gebrauch der Technik gemacht zu haben, denn ich habe noch nie einen Menschen grundlos über ein Diagramm lachen sehen, geschweige denn zehn Menschen.

Sie kam später als sonst. Ich wusste nicht mehr, wie lange ich gewartet hatte. Es muss allerdings lange gewesen sein, denn die Angestellten hatten wie jeden Abend begonnen, ihre Flachbildschirme auszuschalten, und die Fußgänger und Radfahrer auf dem Leinpfad bewegten sich nun heimwärts.

Sie trug Schwarz und Weiß. Ich entdeckte weitere Einzelheiten an ihr. Sie wirkte immer so sauber; sie trug flache Schuhe und enge Hosen. Ihre Haut war glatt und zart. Sie war anders als die meisten Leute in dieser Gegend; selbst die Kunststudenten und die jungen Berufstätigen sahen ihr nicht ähnlich. Sie saß dichter neben mir als sonst. Sie rauchte – das hatte ich bislang an ihr noch nicht gesehen. Ich bin nicht gerade begeistert von Leuten, die rauchen. Sie begann sofort zu sprechen.

»Du bist also hier ...«

»Ja.«

»Hast du auf mich gewartet?«

»Ja.«

»Was hast du gemacht?«

»Ein paar Teenager aus der Siedlung ... haben mich dumm angemacht.«

»Oh.«

»Ja. Es waren vier. Ich hatte Angst, dass sie versuchen würden, mich auszurauben.«

»Sie kommen oft hierher.«

»Wer?«

»Teenager. Es gibt hier nicht viel, was sie tun können.«

»Kapuzen. Einer von ihnen hatte knallrotes Haar.«

»Ja.«

»Was?«

»Die kommen oft her. Ich weiß, wen du meinst. Das hier ist offenbar ihr Territorium, ihr Revier.«

»Ihr Revier?«

»Sie sind eine Gang. Das nehme ich jedenfalls an. Sie halten Ausschau.«

»Nach was?«

»Nach anderen Gangs ... und nach Leuten, die sie belästigen können.«

»Aha.«

»Was haben sie zu dir gesagt?«

»Sie haben mich gefragt, ob ich schwul sei.«

»Und? Bist du's?«

»Ich habe nichts gesagt. Ich glaube, sie wollten Geld. Nein, bin ich nicht.«

»Sie haben sonst nichts zu tun. Und sie brauchen Geld, um sich das leisten zu können, von dem ihnen eingeredete wird, das sie es bräuchten. Sie warten.«

»Sie warten?«

»Sie warten darauf, erwachsen zu werden.«

»Erwachsen zu werden?«

»Ja. Klar. Das ist doch offensichtlich ...«

Sie verstummte, als eine Frau mit einem Staffordshire Bullterrier sich langsam der Bank näherte. Der Hund schnupperte freudig an allem. Ich beobachte den Hund; er sah glücklich aus. Tatsächlich sah er aus, als würde er lächeln, während er an allem Möglichen, an Dreck und weggeworfenem Zeug

schnupperte, von einer Bank zur anderen rannte und die Duftmarken anderer Hunde erschnüffelte – codierte Nachrichten, die für Menschen nicht zu entziffern sind. Die Hundebesitzerin sah aus wie Ende zwanzig. Aber ich bin mir nicht sicher, vielleicht war sie auch jünger. Schwer zu sagen. Sie trug weiße Reebok-Schuhe, eine graue Jogginghose, einen dunkelblauen Kapuzenpulli und goldene Armreifen und Ohrringe. Ihre Kleider waren zu eng für ihren hervorquellenden Arsch und ihren wulstigen Oberkörper; ihr Bauch schwappte hin und her. Sie hatte blondiertes Haar mit dunklen Ansätzen, das so straff nach hinten gebunden war, dass sie erschrocken aussah. Sie war stark geschminkt, und ihre Ohrringe schwangen bei jeder ihrer aggressiven Bewegungen mit. Sie schrie den Hund an.

»Komm her, du kleine Schlampe. Komm her. Geh nicht zu den Leuten da. Komm her, du kleine Schlampe. Komm her. Guckst dir die verfuckten Leute an. Komm her, du kleine Schlampe. Komm her. Lauf nicht so weit weg. Komm her. Komm her, du kleine Schlampe. Geh nicht zu denen. Schlampe. Komm her, du kleine Schlampe. Komm her. Schlampe. Komm her, du kleine Schlampe. Geh nicht zu den Leuten. Komm her.«

Der Hund kam zu mir gelaufen. Es war ein schönes Tier. Sandfarben. Eine Hündin. Sie sah zu mir hoch, und ich streichelte ihren Kopf und ihren breiten, muskulösen Hals. Verspielt sprang sie an mir hoch und versuchte, mein Gesicht abzulecken.

»Komm her, du kleine Schlampe. Versuch nicht, den Mann zu beißen. Komm her, du kleine Schlampe. Komm her. Lass den Mann in Ruhe. Komm her.«

Ich blickte auf.

»Das macht doch nichts! Sie ist eine süße ...«

Die Hündin rannte zurück zu der Frau. Die Frau trat ihr in den Brustkorb. Die Hündin jaulte so laut auf, dass ein paar Blesshühner erschrocken auseinanderstoben.

»Das wird dich lehren, mir zu gehorchen, du kleine Schlampe.«

Die beiden gingen davon. Die Hündin sah mit eingekniffenem Schwanz zu ihrem Frauchen auf. Ich empfand Abscheu. Ich hätte etwas tun müssen – zumindest hätte ich etwas zu der Frau sagen müssen.

Ich wandte mich wieder der zu, die neben mir saß.

»Hast du das gesehen?«

»Ja.«

»Das ist widerlich. Sie verdient es nicht, so einen schönen Hund zu besitzen.«

»Sie kommt oft her ... Es ist immer dasselbe, sie ist jedes Mal so aggressiv. Man kann nur hoffen, dass der Hund eines Tages zur Vernunft kommt und sie beißt.«

»Denkst du das wirklich?«

»Ja, natürlich. Jedes Mal.«

»Während sie das sagte, begann über uns ein Airbus A310 seinen Landeanflug auf Heathrow. Seine Triebwerke heulten so laut auf, dass man es meilenweit hören konnte. Ich sah hoch. Das Flugzeug neigte sich; es flog recht tief, direkt unter der dichten Wolkendecke. Es sah riesig aus, eine massive, durch die Luft gleitende Maschine. Sofort musste ich an die Twin Towers denken und daran, was ich an dem Tag gemacht habe, aber die Bilder verschwanden rasch wieder. Ich folgte der Flugbahn des Airbus', der sich nach rechts neigte, eine Kurve um die Stadt herum flog, und dann wieder geradeaus der Themse nach Westen folgte, wo er auf einem Betonstreifen landen sollte. Flugzeuge folgen immer mehr oder weniger denselben Wegen, Tag und Nacht, und niemand kümmert

sich darum, niemand findet es bemerkenswert. Oft weise ich andere auf den Moment hin, in dem man hören kann, wie die Motoren für den Landeanflug gedrosselt werden. Doch die meisten sagen nur *Oh* oder *Ja*, und keiner kann sich so sehr dafür begeistern wie ich, keiner erkennt die Schönheit darin. Wenn ich auf ein Flugzeug zeige, das sich am Himmel neigt, scheint sich keiner dafür zu interessieren. Manchmal, wenn ich nach oben sehe, scheint das Flugzeug unbeweglich, als würde es auf der Stelle schweben, einfach ohne Aufgabe am Himmel hängen, wie ein schönes Gemälde. Wenn ich dann um mich sehe, ob auch andere es bemerkt haben, sieht keiner nach oben; alle gehen selbstvergessen ihren Geschäften nach. Nie interessiert sich jemand dafür. Sie interessieren sich nur für ein Flugzeug, wenn es ins Verderben stürzt, so wie damals in New York. Dann bleibt jeder stehen und guckt. Aber es ist immer noch das gleiche Flugzeug.

»Ich habe einen Sohn.«

»Wie bitte?«

Sie rutschte so dicht an mich heran, dass sich unsere Schenkel fast berührten. Sie hob eine ihrer perfekt gezupften Brauen. Etwas durchfuhr mich wie eine Art Stromschlag. Es fühlte sich an, als sei der Durchbruch geschafft.

»Ich habe gesagt, dass ich einen Sohn habe.«

»Oh. Ich meine, wow, das ist toll. Oder?«

»Einen Sohn.«

»Wie heißt er?«

»Das spielt keine Rolle.«

»Wie alt ist er?«

»Alt genug, um zu wissen, dass ich seine Mutter bin.«

»Warum erzählst du mir das?«

»Weil ich ihn nicht liebe?«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, dass ich wünschte, dass er nicht existierte, dass ich nicht mit ihm schwanger gewesen wäre, dass ich ihn nicht geboren hätte ... Das meine ich. Wie diese Lüge, von der ich dir erzählt habe. Ich wünschte, ich könnte das einfach alles vergessen.«

»Warum liebst du ihn nicht?«

»Ich weiß es nicht ... Ich weiß nur, dass ich nichts für ihn empfinde.«

Sie beugte sich zu mir vor und sah mir ins Gesicht. Sie kniff ihre Augen zusammen, um die sich Falten bildeten, die aussahen wie Austernschalen. Ich bemerkte ein blasses Muttermal auf ihrer Wange. Sie hatte volle Lippen.

»Du bist die erste Person, der ich das je erzählt habe.«

»Dass du nichts für ihn empfindest?«

»Ja.«

»Weiß er es?«

»Dass ich ihn nicht liebe?«

»Ja.«

»Ich nehme es an. Er ist ein kluger Junge. Er ist nicht dumm. Es gibt ein Buch über ... Hast du es gelesen? Es handelt von ...«

»Nein. Ich lese kaum Bücher.«

»Aha.«

»Warum erzählst du mir diese Dinge?«

»Weil ich dich nicht kenne. Ich finde es leichter, mit Fremden zu reden, mit echten Fremden, nicht mit einer mitfühlenden Stimme am anderen Ende der Telefonleitung. Anders als bei meinen Freunden, bei den wenigen, die ich habe, ist es mir bei dir egal, was du über mich denkst.

»Hast du denn viel, worüber du reden musst?«

»Nicht mehr als alle anderen auch. Ich weiß nicht. Mir ist eben gerade nach Reden.«

»Ich habe nichts dagegen.«

»Ich weiß.«

»Wie das?«

»Ich habe mir gedacht, dass du mir zuhören würdest. Außerdem würden gelangweilte Leute sicher jedem zuhören.«

»Das stimmt. Woher weißt du, dass ich mich langweile?«

»Du hast es mir gesagt.«

»Stimmt.«

Wir verstummten beide und beobachteten ein schmales Boot, das vorbeifuhr. Es hieß *Angel*. Es war wahrscheinlich das kleinste Boot, das ich je gesehen hatte. Ich weiß noch, dass ich die Vorstellung, darauf zu leben, ziemlich furchtbar fand. Kein Raum zum Atmen, kein Platz, um sich zu bewegen. Der Mann am Steuer bemerkte uns nicht. Er saß nur regungslos da und schien sich um nichts Sorgen zu machen. Er hing seinen Gedanken nach und rauchte Pfeife. Ich mochte ihn.

»Es war seltsam.«

»Was war seltsam?«

»Die Schwangerschaft. Die Geburt. Ich habe mich so sehr auf ihn gefreut. Ich konnte es kaum abwarten, ihn endlich in den Armen zu halten. Ich konnte es nicht abwarten, seine weiche Haut zu berühren, all das zu tun, wovon eine junge Mutter träumt. Und dann ist es passiert.«

»Es?«

»Ich habe ihn zur Welt gebracht. Und in dem Moment, als ich ihn in meinen Armen hielt, wusste ich, dass ich ihn nie lieben, dass ich ihn nie annehmen würde.«

»Wieso das?«

»Ich wusste es einfach. Ein Bauchgefühl.«

»Aber ... bestimmt kannst du lernen, ihn zu lieben.«

»Zu spät.«

»Warum?«

»Er ist weg ... Er gehört nicht zu mir.«  
»Aber ... denkst du nicht manchmal an ihn?«  
»Ja, aber nicht oft.«  
»Und jetzt?«  
»Was, *jetzt*?«  
»Ich meine, denkst du jetzt an ihn?«  
»Nein. Ich denke nicht, ich rede. Ich rede einfach nur über ihn, wie ich auch über den Mann da drüben auf dem Fahrrad reden könnte. Er bedeutet mir nichts.«  
»Aber du hast ihn zur Welt gebracht. Du hast ihn neun Monate in deinem Leib getragen.«  
»Ich weiß.«  
»Aber was ist mit ...«  
»Womit?«  
»Mit dem Vater?«  
»Was sollte mit ihm sein?«  
»Na ja, er hätte sicherlich etwas dazu zu sagen gehabt, dass ... also ...«  
»Er? Er konnte das beim besten Willen nicht verstehen.«  
»Aber er war doch bestimmt wütend auf dich. Darauf, dass dein Kind dir nichts bedeutet hat, dass du nichts mit deinem Sohn ... mit seinem Sohn ... zu tun haben wolltest.«  
»Er hat mir auch nichts bedeutet.«  
»Ist er derjenige ...«  
»... von dem ich dir erzählt habe? Der Mann, den ich ange-  
logen habe, dass ich schwanger sei?«  
»Ja.«  
»Nein, ist er nicht. Der Vater meines Sohnes ist ein netter Mann, ein liebevoller Mann, ein Mann, auf den jede Frau stolz wäre. Ich liebe unseren Sohn nicht, das ist alles.«  
»Bist du ...«  
»Noch mit ihm zusammen?«

»Ja ...«

»Nein. Er hat mich verlassen. Er hat unseren Sohn mitgenommen. Siehst du?«

»Ja. Was sehe ich?«

»Ich hab dir gesagt, dass er ein netter Mann ist.«

Wieder schwiegen wir. Ich hatte Hunger. Mir war heiß. Ich hatte das Gefühl, dass es an ihr liegen könnte, aber wahrscheinlich kam es vom Hunger. Allerdings habe ich mich danach ehrlich gesagt nie wieder so gefühlt. Ich hatte ein sonderbares Gefühl im Bauch. Ich fühlte mich leicht. Ich fühlte mich, als würde ich schweben. Ich wollte Steak. Ein blutiges Steak. Mit darauf geschmolzenem Roquefort. Ein schönes dickes Lendenstück. Das Beste vom Besten. Ich wollte zu *Elliot's Butchers* auf der Essex Road gehen und dort das beste Stück kaufen. Oder vielleicht ein mit Körnern gefüttertes Huhn, mit Zitrone und Knoblauch gefüllt und gegrillt. Ich hätte es komplett verspeist. Ich dachte an gegrillten Kürbis mit ganzen Knoblauchzehen und in Gänseschmalz gebratenen Kartoffeln. Ich glaube, ich habe vor ihren Augen zu sabbern begonnen, aber ich bin mir nicht sicher. Ich sah sie an. Sie starrte geradeaus in Richtung der schicken Flachbildschirme. Sie gähnte ein paarmal, strich sich das Haar aus dem Gesicht und kauerte sich ein wenig zusammen, um sich gegen den Wind zu schützen. Ich versuchte, zu erkennen, was sie ansah – es waren nur noch wenige Angestellte da. Die meisten waren wohl zum Mittagessen gegangen. Der Mann mit Hemd und Krawatte, der seinen Arbeitstag so gern damit verbrachte, zwischen seinem eigenen und dem anderen Tisch hin- und herzulaufen, immer und immer wieder, saß an seinem Tisch und stützte seinen Kopf in die Hände. Ich konnte nicht genug von ihm sehen, um sagen zu können, welche Farbe seine Krawatte hatte. Er sah müde und irgendwie besorgt aus. Aber das

war nicht genau zu erkennen. Womöglich schlief er sogar – er sah jedenfalls so aus, als schliefe er. Ganz sicher beschäftigte ihn irgendetwas. Vielleicht sah sie ihn an. Auf alle Fälle sah sie etwas Bestimmtes an.

Ich wusste nicht, was ich machen sollte, also fragte ich sie:

»Hast du Hunger?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube nicht. Wieso?«

»Hättest du Lust, mit mir in ein Café zu gehen und einen Happen zu essen? ... Ich kenne ein Café gleich hier um die Ecke. Das *Rheidol Café*.«

»Nein.«

»Hm. Bist du sicher? Du siehst aus, als wärst du ...«

»Ja, ich bin sicher.«

»Na gut.«

Sie sah mich kein einziges Mal an. Sie starrte unverwandt geradeaus zu den Flachbildschirmen. Ich kam mir dumm vor. Ich versuchte, aufzustehen, aber ich konnte es nicht. Es war, als wäre ich auf der Bank festgewachsen. Ich kam mir klein und unbedeutend vor. Plötzlich wandte sie sich mir zu.

»Aber nimm das bitte nicht persönlich. Ich habe einfach gerade keine Lust auf einen Kaffee oder Essen oder so. Das ist alles. Ich möchte lieber hierbleiben.«

»Warum?«

»Warum was?«

»Warum sitzt du hier?«

»...«

»Warum kommst du jeden Tag zu dieser Bank? Ich habe dir gesagt, warum ich es mache. Jetzt wäre es nur höflich, wenn du es mir auch sagen würdest.«

»...«

»Willst du es mir nicht sagen?«

»...«

»Nein?«

»...«

Sie sagte nichts. Das war der Moment, als ich von der Bank hätte aufstehen und dann vielleicht wieder zur Arbeit gehen sollen – aber ich habe es nicht getan. Ich bin einfach neben ihr sitzen geblieben. Es fühlte sich richtig an. Einfach dazusitzen und nichts Bestimmtes anzustarren. Bald erschien ein Schwan. Wahrscheinlich war es derselbe, den ich schon vorher bemerkt hatte – ein wundervolles Geschöpf. Er war in jeder Hinsicht schön: So rein, so majestätisch, stoisch und edel in seinen Bewegungen. Es war mit Abstand der größte Schwan, den ich je gesehen hatte – nicht, dass ich in meinem Leben besonders viele Schwäne gesehen hätte. Ich weiß noch, dass ich mich gefragt habe, warum er den Kanal als Lebensraum gewählt hatte. Sicher gab es bessere Stellen in London. Warum hatte er sich nicht ein idyllisches Plätzchen in Kensington ausgesucht? Oder irgendwo in einem Vorort? Warum ausgerechnet diesen schmutzigen, ungepflegten, stinkenden Kanal? Es war unverständlich. Alles war unverständlich. Sie schien den Schwan nicht zu bemerken; sie schien in Trance, komplett woanders zu sein. Ich wollte sie nicht stören, doch ich musste es ihr einfach sagen. Ich konnte nicht anders. Ich hätte sie in Ruhe lassen sollen.

»Hast du ihn gesehen?«

»Wen?«

»Den Schwan ... da.«

»Woher weißt du, dass es ein Er ist?«

»Er ist groß. Es muss ein Er sein.«

»Hm. Er ... oder sie, was weiß ich ... ist schön. Wirklich schön.«

Wir brauchten nichts weiter zu sagen. Die Nachmittags-sonne senkte sich bereits. Mir war klar, dass es langsam Zeit

wurde, aufzubrechen, egal, wie gerne ich geblieben wäre. Ich fragte mich, wer wohl nachts hierherkäme. Sicher kam irgendjemand. Die Besitzer der Barkassen lebten auf der anderen Seite des Kanals, links neben dem weißgestrichenen Bürogebäude, jenseits der Eisenbrücke. Gemeinsam mit den anderen Barkassenbesitzern lebten sie in einer Welt mit eigenen Regeln. Wahrscheinlich waren sie glücklich. Ich fragte mich, ob sie glücklich war. Sie sah nicht glücklich aus. Ich fragte mich, wo sie abends hinging, neben wem sie schlief und wem sie vertraute. Fühlte sie sich geborgen? Erdrückte sie die Welt? Ich wollte es wissen.

Es scheint, als seien Langeweile und Begehren nicht allzu weit voneinander entfernt. Es scheint, als wären sie genau genommen mehr oder weniger derselbe Antrieb: Der Drang, etwas zu tun. Es scheint, als hätten sie einen gemeinsamen Nenner: die Existenz. Und die Existenz ist im Wesentlichen anhaltende Langeweile. Begehren ist Langeweile. Diese Antriebskräfte erfüllen uns selbst dann noch, wenn der Körper zu verfallen beginnt. Wenn der Körper seine beste Zeit hinter sich hat, scheinen diese Antriebskräfte noch zu wirken. Sie bleiben bis zum letzten Atemzug. Wir werden von etwas angetrieben, das wir nicht wirklich erklären können. Nichts davon ist erklärbar. Dies, so erscheint es zumindest mir, ist die Schönheit der Langeweile und, das ist noch wichtiger, der Existenz: Sie ist allmächtig, mächtiger als alles, was wir uns vorstellen können.

Ich weiß nicht mehr, wer als Erstes von der Bank aufgestanden ist, aber wahrscheinlich war ich es. Wir haben uns nicht voneinander verabschiedet. Ich glaube, wir haben einander nicht mal angesehen. Wir gingen weg, entfernten uns von der Bank, vom Kanal, voneinander. Mir gefiel der Gedanke nicht, nachts am Kanal zu sein. Ich hatte plötzlich eine düstere

Vorahnung, dass etwas Furchtbares passieren könnte, und wenn es passieren würde, dann würde es dort passieren, am Ufer des Kanals, wenn es langsam dunkel wurde, bei Anbruch der Nacht.

Ich weiß noch, wie ich weggegangen bin, den Packington Square hinauf in die Siedlung hinein. Die Straßen waren wie leer gefegt, nur das orangefarbene Licht der Straßenlaternen über mir begleitete mich. Ich sah mich um – ich bin sicher, dass sie es war, die hinter mir ging. Es kam mir seltsam vor, da sie normalerweise den Kanal entlang nach Hackney ging; sie wagte sich nie in die Siedlung. Rasch bog ich in die Arlington Avenue ein und blieb stehen. Ich wartete auf sie. Ich hörte ihre sich nähernden Schritte. Ich lehnte mich außer Sichtweite an das Tor eines Hauses und wartete darauf, dass sie die Straße überquerte. Sie sah mich nicht. Sie war es, ganz sicher. Sie blieb stehen und sah nach links und rechts, bevor sie die Straße überquerte. Ich wartete, bis sie auf der anderen Seite war, und begann dann, ihr zu folgen. Nachdem ich ihr schon etwa eine Minute lang hinterhergegangen war, wurde mir klar, dass sie sicher wusste, dass ich ihr folgte. Bestimmt spürte sie meine Anwesenheit. Als ich zur Ecke Prebend Street kam, näherte sich ihr eine Gruppe Teenager. Ich blieb stehen. Es waren die Gleichen wie vor einigen Stunden am Kanal, da war ich mir sicher; die Gleichen, die mich auf der Bank umringt hatten. Obwohl sie ihre Kapuzen aufhatten, wusste ich, dass sie es waren. Es sah aus, als würden sie sie nach Feuer fragen. Ich sah zu, wie sie die Arme in die Luft warf, um der Gang klarzumachen, dass sie nichts bei sich hatte, womit man etwas anzünden konnte – was auch immer anzuzünden sie vorhatten. Ich blieb zurück, da ich nicht wollte, dass sie mich sahen. Das war das Letzte, was ich jetzt gebrauchen konnte. Sie entfernte sich von ihnen. Sie fingen zu lachen an; einer

von ihnen rief ihr etwas hinterher, das die anderen noch mehr zum Lachen brachte. Ich bin sicher, dass es der Typ mit den roten Haaren war, aber wie gesagt waren sie schwer voneinander zu unterscheiden, da sie dunkel gekleidet waren, ihre Kapuzen aufhatten und sich wie eine homogene Masse von Teenagern benahmten. Sie wandten sich um und bewegten sich in meine Richtung. Ich machte auf dem Absatz kehrt und ging in Richtung St. Peter's Street und dann zur Essex Street. Das war zwar nicht der Weg, den ich gehen wollte, und oben drein ein Umweg, aber ich wollte nicht, dass sie mich sahen, denn bestimmt wäre es dann unangenehm geworden. Sie hätten mich wiedererkannt, und hier, in den dunklen Straßen, wäre ich ihnen hilflos ausgeliefert gewesen.

– Neun –

Es regnete. Ich zog in Erwägung, nicht zum Kanal, zu meiner Bank, zu ihr zu gehen. Aber ich ging. Ich konnte nicht anders. Ich hatte den ganzen Morgen auf meinem ungemachten Bett gesessen, aus dem Fenster gesehen, über die unzähligen Dächer von Hackney hinweg. Die meiste Zeit über beobachtete ich die Tauben, die ihren Geschäften nachgingen und sich nur von einem Passagierflugzeug ablenken ließen, das über ihnen hinwegflog. Mein Zimmer befand sich direkt unterhalb der Flugschneise nach Heathrow. Ich beobachtete, wie die Flugzeuge an meinem Fenster vorbeiflogen, da oben im Regen. Der graue Himmel war eine perfekte Kulisse. Etwa alle zwei Minuten kam ein Flugzeug vorbei. Ich zählte etwa fünfzehn Airbus A350-800 und ungefähr fünf oder sechs Airbus A310. Die Flugzeuge, die in die beiden Türme in New



## **Lee Rourke**

\*1972, lebt als Autor und Literaturkritiker in London. Er schreibt u.a. für *The Guardian*, *The Independent* und *The Observer*. Er ist Mitherausgeber des *3:AM Magazine*. 2007 erschien sein Erzählband *Everyday*, *The Canal* ist sein erster Roman.